

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 9

Artikel: Das Renditenhaus
Autor: Staub, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS RENDITEN HAUS

Von
Hans Staub

Mit Original-Photographien
für den „Schweizer-Spiegel“
vom Verfasser

Das Haus lebt immer noch. Wenn auch älter und griesgrämiger geworden und längst einer verjüngten Fassade bedürftig, steht es doch ohne Wankelmut und falscher Zier, zwölf Familien mit ihrem Anhang Schutz und Schirm bietend, ehrlich an der Strasse. Es ist fast ein Wunder, dass sich noch keine Abbruchfirma um das vierschrötige Gemäuer bekümmert hat.

Aber man rede nicht davon; denn hin und wieder erinnert sich eine Frau an ihre Jugendzeit in diesem Hause, sie schleppt Mann und Kind in seine weiten Gänge, schnuppert um Türen nach verschollenen Gerüchen, sie bekommt nasse Augen, wenn aus einem muffigen Winkel verwehte Gesichter auferstehen, und es täte ihr weh, wenn ein schönes Stück ihrer Kindheit unter einem Schutthaufen begraben würde.

Die Schicksalsfäden eines solchen Hauses sind oft wirr und lose verknüpft. Vermochte sie ein Kind zu entwirren, dem niemand behilflich war? Der Schleier riss erst nach Jahr und Tag und legte die Eigenart der Menschen bloss, die das Kind nur nach ihrer Güte oder Bosheit begriff.



Hotel garni

Das Haus hatte schon bessere Zeiten erlebt. Es war ihm nicht in der Wiege gesungen worden, simplen Bürgern und Handwerksleuten als Mietshaus dienen zu müssen, vielmehr fremde und fashionable Herrschaften, die aus dem Bahnhof platzten und die Stadt besuchten, als Gäste zu beherbergen. Das Hotel zur Zollburg stand jedoch am Eingang zum Industriequartier der Stadt, mit seinen grauen Mietskasernen und Kohlenstaub, Lokomotivgepfeiff und grellen Schienensträngen. Knapp gegenüber lagen

Zoll- und Eilgut. Die Spediteure lärmten und pfffen, sie riefen « Küß sie bei der Nacht » statt Küsnacht und verhunzten und glosierten alle Namen, wenn sie Pakete und Koffern etikettierten. Die Strasse hinab wurde Vieh zum Schlachthof geführt, und oft riss sich ein wütender Muni mit schwarzen Scheuklappen vor den Augen los, und alt und jung flüchtete hinter sichere Türen. Solcher Art war der Betrieb, der nichts weniger als vornehm um das Hotel brandete.

Trotz der ausgezeichneten Lage « 5 Minuten vom Bahnhof! » wurden die Hotelgäste immer zweitklassiger, um nach und nach auszubleiben. Die Kübelpalmen vor dem Hoteleingang verschwanden, und aus dem verpönten Hotel wurde nach bescheidenem Umbau, der dem Hause den letzten Luxusschimmer nahm, ein begehrtes Mietshaus. Zwölf Familien zogen mit dem festen Vorsatz ein, nie wieder auszuziehen. Der Hausmeister, alias Hoteldirektor, erleichterte diesen Vorsatz, solange nichts demoliert und der Hauszins pünktlich bezahlt wurde, und er mischte sich in keiner Weise in ihre Privatangelegenheiten. Dazu gehörten die After- und Separatzimmermieter, die die ehemaligen Bedientenkammern unter dem Dach belegten und die geheimnisvoll in die Wohnungen verstaubt wurden.

Das Treppenhaus

Das Treppenhaus war auch hier den Frauen das, was den Männern Wirtshaus und Vereinslokal. Da kränkten und bemitleideten sie einander, lästerten und lachten über Menschliches, halfen einander mit Zwiebeln und Kartoffeln, kramten ihre Vertraulichkeiten aus oder verweigerten einander den Gruss. Warum hat man den Lift herausgerissen, der früher Stockwerk mit Stockwerk verband? Brauchen Mietsleute einen Lift? Dafür strömte das Licht aus dem Glasdach frei in die Tiefe und erheiterte das Puppenspiel der Kinder. Nun konnten sie auch ungestört das Stiegengeländer hinunterrutschen, über schwindelerregender Tiefe.

Auf jedem Boden hausten drei Familien. Das Treppenhaus hatten sie selber zu beleuchten; sie hängten ihre Oellämpchen an einem Eisenarm vor die Gangtüre, und der letzte Bettgänger nahm jeweils das Licht mit hinein. So wusste Frau Kessler im Parterre genau, wann Herr Schmautz ein Lotterleben führte, und aus lauter sittlicher

Entrüstung blies sie ihm öfters die Funzel aus, die der Herr zwar ohnehin am Morgen nicht mehr benötigte.

Frau Kessler litt bis zu Wutanfällen darunter, dass ausser ihr noch Leute im Hause wohnten. Ein rücksichtsloses, lärmhaftes Geschnatter, Türen zuschlagen, Treppen auf und ab poltern herrschte den ganzen Tag. « Nie kann man allein durchs Treppenhaus gehn! » schrie sie in wahrer Verzweiflung den Leuten nach, Gischt und Schaum aus ihren schmalen Lippen zischend, so dass die Kinder sie für eine Hexe hielten. Spielten sie im Höfchen neben der Schreinerei, die Herr Kessler im frühern Waschhaus des alten Hotels betrieb, dann drohte sie:

« Der Hof gehört meinem Mann, und wenn der will, so schmeisst er euch alle hinaus! Du, du und du, ihr könnt meinetwegen da bleiben », lenkte sie ein, wenn furchtsame Augen sie trafen. Im Grunde war sie nicht bössartig und suchte ihr Ungestüm oft mit einer Schokolade oder einem Apfel zu sühnen. Aber die Unruhe trieb sie den ganzen Tag rastlos Tür ein, Tür aus; dabei führte sie unverständliche Selbstgespräche. Als es der Frau Weideli im 3. Stock einmal unheimlich wurde, wandte sie sich an den Schreinermeister. Doch der lachte nur, er war immer gemütlich und fidel.

« Was hat denn die wieder? » fragte er gutmütig; so schlimm war die Sache nicht, das verlor sich mit den Jahren. Der Schmerz über den Verlust ihres Sohnes, den sie mehr als ihre Tochter geliebt hatte, steckte noch in ihr. Mehr als raggern und viel Geld verdienen, damit ihr Leben leichter wurde, konnte er ja nicht. Vielleicht entsprach es der Wahrheit, wenn die Frau renommierte:

« Das Haus, in dem ihr wohnt, könnten wir hundertmal kaufen, aber es ist ja voll Wanzen. Ein Wunder, dass wir noch da sind, dass sie uns noch nicht gefressen haben! » — Schenkte sie den Kindern etwas, dann vergass sie nie beizufügen, dass sie derartiges Zeug waggonweise haben könnte, wenn sie nur wollte — sie, die armen Schluckerchen natürlich nicht.

Im Laufe des Zusammenwohnens bildete sich eine Kooperation von fünf Frauen, die ihren Schauplatz auf den Estrich verlegten: Frau Schneider, Frau Böhler, Frau Schmautz, Frau Hengeler und Frau Weideli. Hier oben sassen sie quitschvergnügt und erzählten einander Witze, dass ihnen die Augen überliefen. Wenn die Männer hungrig nach Hause

kamen, fanden sie weder Mittagessen noch Frauen vor.

«Da oben sitzen sie, treiben Spässe, und wir haben nichts zu fressen!» lästerten sie. Das reizte die Frauen nur noch mehr zum Lachen, und sie pressierten gar nicht mit ihrem Geköch.

Kontraste

Das Quintett, nein das ganze Haus, war einig in seinem Hasse gegen die Frau Wehrli im obersten Stocke. Warum liess sich die nie zu einem Schwatz ein? Weil sie es hoch im Kopfe hatte, obwohl sie weniger war als sie alle: ein gewöhnliches Putz- und Waschweib! Warum besass sie nicht wenigstens die Sympathie der Frau Weideli? Der gab ihre wehleidig singende Stimme auf die Nerven, sie nannte sie eine Heuchlerin. Doch beim besten Willen liess sich nichts Schlechtes über die Frau sagen. Weidelis Jüngste bewunderte sie um so mehr. Wie eine nordische Fischersfrau sah sie mit ruhigen, gesundblauen Augen in die Wirklichkeit und verfolgte mit eiserner Energie ein Ziel: Ihren Söhnen das Studium zu ermöglichen. Dafür ging sie jahraus jahrein frühmorgens bis abends spät ihrer Arbeit nach. Ihr Mann lebte nicht mehr und hinterliess kein Vermögen. Zum Glück war sie zäh, breitstämmig wie ein Lokomotivführer und trug trotz allem Gespöcht schwere Männerstiefel. Die Knaben hielt sie gut in Zucht. Als sie die Universität besuchten, genierten sie sich nicht, ihre Mutter oft von der Arbeit abzuholen; es verleugnete sie keiner. Das ging den Frauen über die Hutschnur. Und gar ihre Ernährung! Reis und wieder Reis! Herrje die armen Kinder! Aber später durchreiste der eine Sohn als wissenschaftlicher Forscher fremde Länder, da kam ihm die spartanische Aufzucht zugute; er hielt aus was ein qualifizierter chinesischer Kuli.

Ein Irrlicht feudalen Glanzes, nach dem das Hotelvestibül lechzte, flackerte in der Person der Frau Schmautz auf. Selbst ihr Putzkleid trug eine lange Schleppe; darin fegte sie aufrecht und hager wie eine ver-



Da kränkten und bemitleideten sie einander, tauschten ihre Vertraulichkeiten aus

kommene Prinzessin über die Stiegen, dass kein Besen mehr nötig war, wo sie vorüber-rauschte. Wie oft stand sie vor den spielenden Kindern im Treppenhaus still, als wüsste sie nicht, wohin sie gehörte. Wirre Strähnen umrahmten das bleiche, verschlafene Gesicht; mit geistesabwesendem Blicke riss sie plötzlich eine mächtige Haarnadel (war es eine Hutnadel?) aus dem spitzen Haarknoten und stocherte damit in ihren Haaren herum. Aus ihrem Munde stiess noch ein einziger, aber schön schneeweisser Zahn. Sie war stolz auf dieses letzte Erbstück, und erst wenn der fiel, wollte sie sich ein Gebiss machen lassen, aber bei ihrem Bruder im Fricktal, in der Stadt brachte das doch keiner fertig!

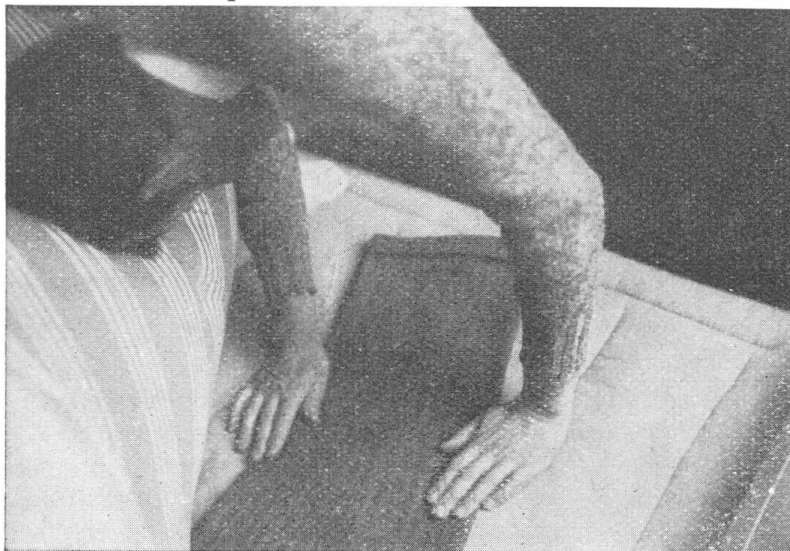
Mit Romanperlen zu 20 Rappen schlug Frau Schmautz die Zeit tot und überliess ihre zwei Gofen der Verwahrlosung. Wenn die Kinder des Hauses in ihre Wohnung kamen, um Literatur auszutauschen, mussten sie sich die Nase zuhalten. Frau Weideli konnte diesen Schmutz nicht immer mit-ansehen; sie nahm das vernachlässigte Kind, den kleinen Adolfli, mit und wusch ihn wieder einmal gründlich. Manche Frau hätte das verübelt. Frau Schmautz wunderte sich nur über den Kontrast: «Man kennt dich ja gar nicht mehr, du Schlingel, bist wieder bei der Frau Weidele gewesen?» Wenn man ihr die Kinder gestohlen hätte, sie wäre erst nach Schluss des letzten Kapitels auf die Suche gegangen. Vielleicht...!

Luise, lauf grad!

Eine unermüdliche Frau war Frau Böhler, eine Schwäbin, im 2. Stock. Deren Wohnung glitzerte in blanker Sauberkeit. Sie riss die ganze Familie vorwärts: Als einfache Tapezierer, die auf der Zinne fremde Matratzen aufrüsteten und Rosshaar zupften, brachten sie es zu einem angesehenen Möbelgeschäft. Es mag wohl sein, dass sie bei dieser Arbeit die Wanzenzucht im alten Hotel recht in Schwung brachten; aber die Weiber konnten ja ihre Fenster zumachen. Lydia, das 13. Weideli-kind, sah mit grübelnden Augen der Frau Böhler zu, wenn sie ihre Bettdecke klopfte:

«Sixte, Madel, 12 Partien hat des Haus, aber keine einzige hat eine so teure und feine Bettdecke wie ich eine hab'. Jetzt lupf mal das Deckele nauf, des is alles nur Flaum!» Das Kind begriff nicht, weshalb diese leichte Flaumdecke teurer sein sollte als sein schwerer Bettsack.

Auch die 85jährige Grossmutter Böhler hatte noch einen respektablen Geltungstrieb. Was nannte sie ausser ihrem alten Leib ihr eigen? Etwas Erspartes, und das interessiert Kinder nicht. Wenn die Sonne in heisser Glut auf das Zinkblech der Zinne brannte, dann scheute die Grossmutter keinen Weg, um auf den Deckel dieser Zinne zu gelangen und sich stundenlang rösten zu lassen. Als sich ihr wieder einmal ein Kindertrupp beigesellte, liess sie plötzlich ihren Strumpf herunter und streckte



Als er lange Hosen trug, legte er sie über Nacht ständig zwischen die Matratzen.

den Kindern das dünne, verschrummelte Beinchen hin:

«Da guckt mal, Kinder, was ich noch für schöne Waden hab', gelt, da staunt ihr! Greift nur zu, 's ist alles echf!» Aber denen graute es förmlich, und nicht um alles hätten sie die Alte in die nackte Wade gezwickt.

Im ersten Stocke hauste die «Schwindlerfamilie». Herr Schneider, ein Mann mit seidenblonden Haaren und blauen Augen, hielt nicht viel von den Insassen des Hauses. «Das ist alles Plunder, die tret' ich ja mit dem Fuss!» äusserte er sich in strotzender Eingenommenheit und Genialität. Seine Behauptung, kein gewöhnlicher Schriftsetzer, sondern Schweizerdegen (Maschinenmeister und Schriftsetzer) zu sein, erwies sich in der Folge als unrichtig: er band nur fertige Schriftsätze zusammen. All sein Geld verprübelte er an Erfindungen von patentierten Hosen- und Kragenknöpfen, Strumpfhaltern, Flaschenöffnern und Vorrichtungen, um das Ueberlaufen der Milch zu verhindern, während die Kinder rachitisch waren und sich oft im Hunger um ein Stück Brot rauften.

«In vier bis fünf Jahren sind wir reich, dann können wir die ganze Mistbude aufkaufen!» war eine stereotype Hoffnungsrede der Frau Schneider.

Die älteste Tochter kam als Verkäuferin in einen Laden. Eine Rückenmarkkrümmung verdamnte sie zu schiefelem Wachstum. Doch ihre Eltern glaubten, sie laufe aus purer Nachlässigkeit so und forderten sie immer und immer wieder zu gerader Haltung auf.

«Luise, lauf grad!» rief ihr die Mutter aus dem Fenster nach, wenn sie ins Geschäft lief, «Luise, lauf grad!» brüllten und sangen alle Kinder des Hauses, wenn sie ihrer ansichtig wurden. An einem Wettswimmen, zu dem man sie veranlasste, soll sie sich erkältet haben. Sie starb aber an der Schwindsucht. Erst der Tod erfüllte den sehnlichsten Wunsch ihrer Mutter und streckte sie ohne Makel

gerade. Der Schreiner Kessler schüttelte ungläubig den Kopf, als er das Mass für den Sarg nahm. Die kleine Weideli erhielt Luises grünes Kleid, das sie immer bewundert hatte, und ihre Schwester reduzierte es, bis das Kleid wie angegossen sass. Frau Schneider raufte sich aber die Haare und weinte, wenn das Kind lachend und gesund vorüberstolzte. Da verlor es die Freude und weigerte sich, das Kleid noch zu tragen. Heimlich hatte es immer davor geschaukelt, entströmte dem Stoffe nicht ein Duft von Weihrauch und Wachsb Blumen? Die Mutter verschenkte das Kleid schliesslich einem Mädchen, das nicht an den Tod dachte.

Geräusche im Keller

Die Kellergewölbe waren an einen italienischen Weinhändler vermietet, der mit seinen Bekannten hier unten öfters Gelage veranstaltete. Aus der Tiefe drang dumpfes Stimmengewirr, oft abgebrochen wie Hundegebell. Die kleine Weideli, die man erstmals mit einer leeren Flasche hinunterschickte, trat furchtsam in diesen Kreis lärmender Gestalten, die fürchterlich auf Tische klopfen und Tre, Quattro, Cinque schrien. Aber sie taten ihr nichts zuleid, strichen zärtlich über ihren Blondkopf, und der Wirt trug ihr die gefüllte Flasche bis vor die Kellertür und rief: «Buona notte, Schatzeli!» Die Drohung ihrer Mutter, sie bei der nächsten Schlingelei zu den Tschinggen in den Keller zu sperren, fruchtete nach solchen Weingängen nichts mehr.

Nein, das Unheimliche schlug einem aus Geminianis Keller entgegen. Verbrachte der Arme seinen Feierabend nie anders zu, als an einem Grabstein für sein totes Kindchen zu meisseln? So regelmässig ihm seine Frau jedes Jahr ein Kind gebar, so unerbittlich nahm der Tod jedes Jahr ein Kind weg.

«Kumm i bald nümme na!» stöhnte er unter der Last dieser Grabsteine. Wer ihm aber aus lauter Mitleid den Rat gab, einmal die Angeli wegzulassen, der erhielt einen Blick, so scharf wie eine Dolchklunge. Mit dem war nicht zu spassen, man kannte ja seine Vergangenheit!

Das Haus war an dieses Kindersterben gewöhnt, und wenn die Zeit reif war im Herbst oder Winter, stand wieder ein Leichenessen in Aussicht. Da luden Geminianis alle Partien ein, und es gab regelmässig gebratene Zervelats, Brötchen und Wein dazu.

Die kleine Lydia brachte keinen Bissen herunter, die Zervelats schwammen im kalrigen Fett, und sie sah immer das fahle Leichlein vor sich. Dafür konnte sich die Schwindlerfamilie kaum satt essen.

Aber nichts vermochte die stolze Haltung des Italieners zu beugen. Ein echter Sizilianer, keck die Mantille um die Schulter geworfen, schritt er, ein schöner Mensch, durch die Strassen der Stadt, und nicht wenige drehten sich nach ihm um. Nichts Natürlicheres, als dass er in edler Geste einen Sohn Dante hiess.

Kein Mensch im Hause konnte sich mit seiner Vergangenheit messen; denn man erzählte sich, er habe als echter Brigant einen oder mehrere Morde auf dem Kerbholz und sei in die Schweiz geflüchtet, wo er nun ein unbescholtenes Leben führte. Die Kinder spürten ein Gruseln, wenn er seine brennenden Augen auf sie richtete. «Er hat mich wieder angeschaut!» flüsternten sie einander aufgeregt zu.

Frau Geminiani nützte den mörderischen Nimbus ihres Mannes weidlich aus, und wenn sie des Gekreisches all der Gofen vor ihrem Küchenfenster überdrüssig war, schlug sie sie in wilde Flucht mit der Drohung, er werde alle erstechen.

Dass Italiener im Hotel hausten, war schon an den Hauskatzen, die häufig vermisst wurden, ersichtlich. Oft zeugten Blutspuren von einer heimlichen Mordtat, und nicht selten durchliefen Katzen mit seltsam gestutzten Schwänzen das Treppenhaus. Dass der alte Geminiani daran beteiligt sein könnte, war ganz ausgeschlossen; das bewies er, als sich eine neugierige Katze zwischen ein Gitter über dem Keller zwängte und trotz kläglichsten Versuchen ihren Kopf nicht mehr herausbrachte. Mit wahren Mitgefühl sagte er über eine Stunde an dem Gitterstab herum, während die Kinder heulend das arme Büsi umstanden, das sich schliesslich halb irrsinnig frei machen konnte.

«Wahrscheinlich war sie ihm noch zu mager», meinte Lydias Vater trocken.

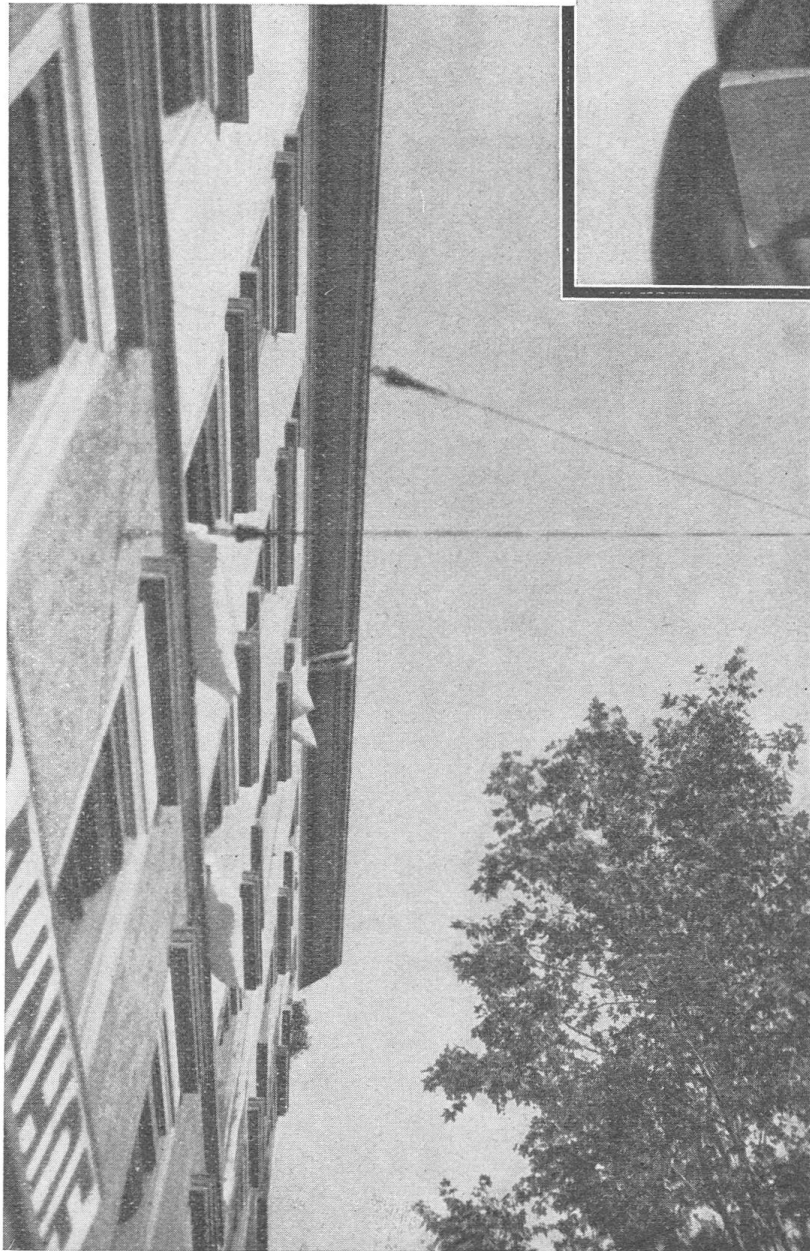
Toutes les femmes sont malheureuses

Frau Weideli war trotz ihren 54 Jahren und 13 Kindern, die sie geboren hatte, ein käches blitzsauberes Fraueli, das jedermann viel jünger schätzte. Immer froher Dinge und zu jedem Schabernack bereit, nahm ihr Mutterwitz den widrigsten Sorgen den Stachel. Zeit, um auch nur einen Tag krank

im Bette zu liegen oder gar Ferien zu machen, fand sie nie, und seit sie sich mit ihrem Schaggi verheiratet hatte, sah sie den währschaften Bauernhof im Rheintal, in dem sie aufwuchs, nicht mehr. War das Geld zur Fahrt zusammengedarbt, schien ihr die Erfüllung einer Geburtstagsfreude wieder dringlicher zu sein. Man konnte sie nicht entbehren. Oft rief man sie mitten in der Nacht: Ein Kind im Haus hatte sich greulich verbrannt und seine Mutter wusste

sich nicht zu helfen. Dort rief man sie in höchster Not, kein Arzt und keine Hebamme waren noch zur Stelle. Frau Weideli funktionierte wie eine patentierte Hebamme, und wenn der Doktor kam, war alles schön sauber in Ordnung. Kinder wittern

Zwölf Partien hat das Haus, aber keine einzige hat eine so teure Bettdecke wie ich.



Mit Romanperlen zu 20 Rp. schlug Frau Schmautz die Zeit tot.

rasch ein gutes Herz. Nie sah man sie ohne einen Schwarm Kinder um den runden Deckelkorb, wenn sie einkaufte, und bis sie im dritten Stock oben war, besass sie oft nur noch die Hälfte ihrer Äpfel oder Zwetschgen.

Warum neben dem Schaggisauertöpfischwerden? Früher war er ja wirklich ein hübscher Bursch mit schönen Locken, jetzt aber ein Holzapfel, der mit Gestöhn seinen Zahltag ablieferte, nur zum Essen, Zeitunglesen und Schlafen nach Hause kam und mit Kämmen, Schnauzbürsten und Herumpützeln mehr Aufwand trieb als ein eitles Frauenzimmer. Dabei überliefen ihm ständig die Augen. Im linken Hosensack trug er stets ein weisses Taschentuch für sein

Übel, im rechten ein rotes für die Nase. Das kleine Männchen mit der eigensinnig hohen Stirn liess sich von Weibern nichts aufschwätzen; keine Träne brachte ihn von seiner Tagesordnung ab, die langes Leben, glatte Haut und dichten Pelz verhiess. Nur an einem Samstagabend kam er spät nach Hause, sprach und sang für sich französisch («*Toutes les femmes sont malheureuses*», begann sein Leiblied) und weckte die Kinder aus dem Schlafe.

Von den Weidelikindern, die noch nicht gestorben oder verheiratet waren, hatte August, das Milchgesicht, die grösste Portion Eitelkeit geerbt. Als er lange Hosen trug, legte er sie über Nacht ständig zwischen die Matratzen, damit die Bügelfalten bewahrt blieben, und wenn er sich im Schlaf kehrte, geschah es sorgfältig... Bruder Hans stund das Parfum nicht aus, womit er sich übergoss, man musste sein Bett dislozieren. Dafür rissen sich die Mädchen um den Knaben und belästigten gar seine jüngste Schwester, um von ihr zu erfahren, was er am liebsten esse, was er am Abend treibe, ob sie ihn gern habe und anderes dummes Zeug. Denn sie war nicht scharf auf diese Affenhaut, wie er daheim hiess, und was sie den Mädchen auskramte, war nicht viel Lobenswertes. August war in dieser Beziehung anders: er hob die Gesangkunst seiner Schwester Freunden gegenüber in alle Himmel, und daheim bespöttelte er ihr Gequietsch. Als die Jüngste musste sie sich viel gefallen lassen: Sie putzte ihnen die Schuhe, ihr Velo und später das Ordonnanzgewehr mit frohem Herzen, wenn sie Grausamkeiten unterliessen. Die nützten das weidlich aus, um alle möglichen Hilfsdienste aus ihr zu quetschen. Am ehesten vertrug sie sich mit Bruder Hans, der ihrem Tidelι allerlei Kunststücke, Hoch- und Weitsprünge beibrachte und alle Wände seines Zimmers mit Trophäen (Indianerfedern, Flobertgewehre, rührselige Farbdrucke und später Kränze von kantonalen und eidgenössischen Schützen- und Turnfesten) dekorierte. Der verstand die tapfere Wehr seiner Mutter am besten und schenkte ihr jede Woche das Geld, das er mit freiwilligen Botengängen und Handreichungen bei Handwerkern am Abend nach der Schule und an freien Nachmittagen verdiente.

Blick in die Ferne

Mutter Weidelis Frohsinn lockerte die

Stimme ihrer jüngsten Tochter: von früh bis spät erscholl ihr Gesang. Sogar richtige Hauskonzerte gab sie. Im 2. Stock war die ganze Familie Brändli in der Küche versammelt und lauschte ihren selbstkomponierten Arien, die sie in das Schüttsteinrohr sang, von geheimnisvollen Gongklängen begleitet, mit einer Kochkelle aus einem Emailpfännchen erzeugt. Zwei Kunstmaler, die in gleicher Höhe über dem Hofe wohnten, waren noch kunstverständigere Geniesser dieser Koloraturen. Sie prophezeiten eine grosse Zukunft, und einer lud die künftige berühmte Sängerin ein, sie auf ihrer Bude zu besuchen. Doch der andere erinnerte ihn daran, dass Bilder an den Wänden hingen, die nicht für die Augen eines kleinen Fräuleins bestimmt seien, und so unterblieb der Besuch. Überhaupt massen die Erwachsenen manchem eine Bedeutung zu, die sie stutzig machte und doch nicht begriff.

Stand da an Ostern der 17jährige Mario unter der Haustür und gaffte sie aufdringlich an, als sie mit ihrem Vater ins Haus schritt. Der Bengel fragte, wie alt sie jetzt sei und bat sie um ein Osterei, das sie in einem Körbchen trug. Selbstverständlich gab sie ihm eines; es ärgerte sie nur, dass er sie darum bat, sie hätte es auch sonst gegeben. In der Stube angelangt, meinte Vater Weideli in vorwurfsvollem Ton:

«Jetzt hast du schon einem Burschen ein Ei gegeben!» — als handelte es sich um ihre Unschuld.

Merkwürdig war auch das mit dem Schuhmacher Dürst nebenan. Er hatte doch Frau und Kinder, und dennoch lachte er einmal frech zu ihr hinauf, als sie sah, wie er die Köchin im Zolleck drüben packte und abküsste.

* * *

Vielleicht hat mancher, der auf gleissenden Schienensträngen am Hause vorbeifuhr, im obersten Stock unter dem Dach den Kopf dieses Kindes erlistet, das sehnstüchtig seiner Fahrt in die Ferne folgte. Es sind seither Jahre vergangen — das Haus lebt noch, ein Bewohner hat den andern mit seinem Schicksal abgelöst, Haus steht an Haus, der Zug fährt weiter, und andere Köpfe tauchen auf. Die Fensterscheiben der Zollburg umflitzt Regen und Sonnenschein der Gegenwart — für die Lydia Weideli sind es Gucklöcher der Erinnerungen, im Alter von 7—14 Jahren erlebt.